

Helga Grebing

Über Selbstverständnis und Identität

Bemerkungen zum Kontext von historischem »Erbe« und »Tradition« anlässlich einer Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen am 19./20. Februar 2010 in Leipzig.

Helga Grebing

(*1930) ist emeritierte Professorin und Mitglied der Historischen Kommission der SPD, zuletzt erschienen sind *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung: Von der Revolution 1848 bis ins 21. Jahrhundert* (Vorwärts Buch 2007) und *Willy Brandt: Der andere Deutsche* (Fink Verlag 2008).
grebing.helga@t-online.de



Links zu sein, sein zu wollen und einer Partei anzugehören, die sich a priori als links bezeichnet, muss schwer sein. Denn, was ist schon links, historisch und aktuell gleichermaßen – diese Frage ist schon zigmal gestellt und selten überzeugend beantwortet worden. Es kommt erschwerend hinzu, dass die Partei *Die Linke* vorgeschichtlich schon mehrfach anders hieß, was ja auch auf ein etwas verwackeltes Selbstgefühl schließen lassen könnte. Jedenfalls haben es Leute wie ich einfacher: Ich gehöre seit 62 Jahren einer Partei an, der SPD, und empfinde mich als links stehend. »Empfindung« kann selbstverständlich nicht maßgebend für eine Positionierung sein.

Deshalb teilen wir ein Dilemma: Wer links stehen will, muss bestimmen können, was rechts ist, wo rechts von links aus gesehen beginnt und ob sich vielleicht noch etwas in der Mitte aufhält, was dann wiederum in linke und rechte Mitte ausdifferenziert werden müsste. Aber vielleicht teilen wir das Dilemma doch nicht, weil von der Partei *Die Linke* alles, was rechts von ihr steht, also die SPD einbezogen, auch als rechts eingeordnet wird. So verstehe ich nämlich den vormaligen Sozialdemokraten Edelbert Richter, wenn er bemerkt, dass sich nun die bisher gespaltenen Linken zur Partei *Die Linke* vereinigt hätten.

Das würde bedeuten, dass linke Positionen allein der Partei *Die Linke* gehören, und wir wären dann ganz schnell bei der Neuauflage des Versuchs, der schon einmal mit dem »demokratischen Sozialismus« gemacht wurde. Die SPD hat ihn immer noch in ihrem Programm, die SED hat dafür den Namen angenommen, der inzwischen wieder abgelegt wurde. Soll es so weitergehen unter offensiver Vereinnahmung von sozialdemokratischen bzw. sozialistischen Grenzgängern? Man könnte dann auch von »Heldenklau« sprechen.

Aber vielleicht ist es ja auch überflüssig, so zu argumentieren, denn »links sein« ist als Selbstanspruch unzulänglich definiert, rein willkürlich bestimmt und von vorn herein mit dem Mangel an analytischer Klarheit belastet. Die Partei *Die Linke* sieht das erfreulicherweise ebenfalls so und fragt deshalb nach ihrem historischen Selbstverständnis oder schlichter danach, was dazu gehören könnte.

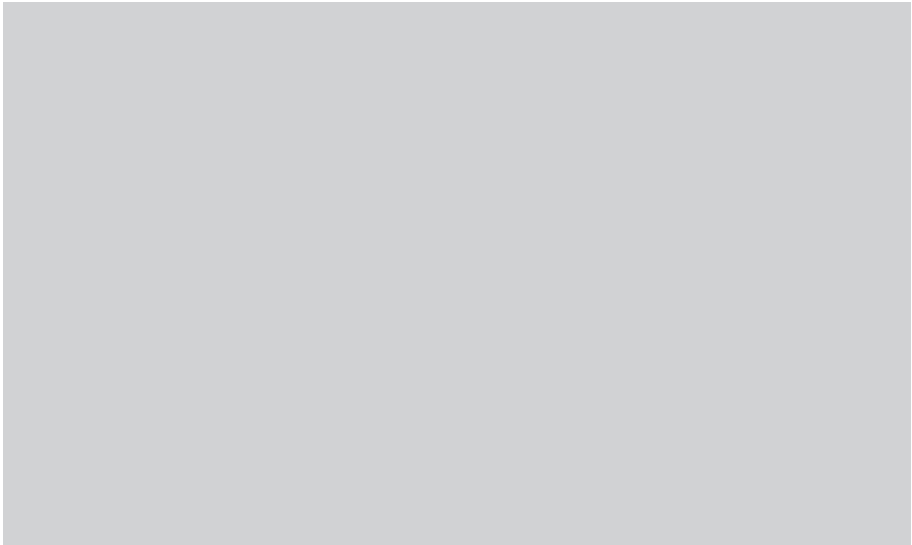
Der Partei *Die Linke* fehlt nicht nur eine Identität, sie ist auch blockiert im Hinblick auf den künftigen Weg nach Bisky, Gysi und Lafontaine. Sie ist keine Partei mit einem einheitlichen, historisch gewachsenen Bewusstsein, kann es auch nicht sein. Denn sie besteht aus heterogenen Gruppen, die unter Druck zusammen gepresst wurden: struktur-konservative Ex-SEDler, darunter eine ganze Menge, die reformorientiert, bündnisfähig und kompromissbereit und in der Lage sind, die Schnittmengen zwischen SPD und ihrer Partei immer wieder erneut auszuloten; dann West-Linke, bestehend aus einer Mischung von frustrierten Gewerkschaftern, erratischen Sektierern, ehemaligen Sozial-

demokraten, die sich in ihrer früheren Partei selbst isoliert haben. Gut möglich, so schrieb neulich ein Journalist in der SZ, dass auf Dauer das nicht zusammen wächst, was auch gar nicht zusammengehört. Vielleicht kann man sich aber auch vorstellen, dass jetzt die Belastung durch die zwei Vorsitzenden, die den Weg der Reformkräfte in der Partei *Die Linke* aus der Isolation versperrt haben und den der Kooperationsbereiten in der SPD ebenso, aufgehoben ist. Wir waren vor Lafontaine schon weiter.

Linkssozialistische Dauerleihgaben

Unübersehbar ist das Bemühen, angesichts der inzwischen vorliegenden beiden Bände über *Die Linke – Erbe und Tradition* (hrsg. von Klaus Kinner, Berlin 2010), einen großen Teil der Geschichte des historischen Linkssozialismus in den Identitäts-Katalog der Partei *Die Linke* als Dauerleihgabe aufzunehmen. Aber was ist »Linkssozialismus«? Können seine Träger nur die sein, die Marxisten (welche?) sind, die keine Antikommunisten (im westdeut-

schen Sinne) waren? Das würde bedeuten, dass Peter von Oertzen und Willy Brandt keine Linkssozialisten gewesen sind. Denn zu ihrer Grundeinstellung gehörte eine militant-kritische Haltung gegenüber dem Stalinismus als Endprodukt des einst als emanzipatorisch in die Geschichte eingetretenen Kommunismus; übrigens generationspezifisch bedingt bei Oertzen von Anfang an, bei Brandt nach einem schwierigen Reflexionsprozess. Bekommen wir auf diesem definitorischen Umweg wieder eine Art Hauptfeind-Diskussion: Hauptfeind sind nicht die »Schwarz-Gelben«, sondern wieder einmal die SPD? Da gibt es in den beiden Bänden so einige Verbalattacken zu registrieren: Da ist von der Weimarer SPD als »staatstragende(r) Partei« die Rede, von ihren »Parteirechten«, den Dogmatikern der angeblichen Realpolitik, die ihre Prinzipienlosigkeit mit Pragmatismus verwechselten. Oder davon, dass es sozialdemokratische »Allesfresser« gibt und der linkssozialistische Zusammenbruch der 50er Jahre den Weg frei gemacht habe »für die geschichtsträchtige Transformation der SPD in eine bürgerliche Reformpartei«.



Die alten Abgründe reißen wieder auf: Viele, die sich links nennen, marschieren an der Realität vorbei, der sektiererische Makel der arroganten Rechthaberei mit der Folge des ewigen Zerteilens schickt seine Signale. Das alte Lied bzw. Leiden der emanzipatorischen sozialen Bewegungen, die zum Teil altbacken kleinkrämerische Spaltung, ist wieder ausgebrochen, trotz aller Schwüre schon der Altvorderen, dass man nur gemeinsam stark sein könne. Politisch würde die Umlenkung der ungelösten Probleme der Partei *Die Linke* auf die SPD nichts bringen, jedenfalls dann nicht, wenn man davon ausgeht, dass die *Linkspartei* überhaupt nichts politisch wird erreichen können, wenn sie nicht die Schnittmengen der Übereinstimmungen mit der SPD erweitert. Aber diese Lektion haben ja bis heute prominente Vertreter der Partei nicht gelernt.

Tradition ohne Identität

Nun soll die Geschichte alles oder doch das meiste heilen? Damit würde man wieder einen schwierigen Pfad betreten, der damit enden könnte, Geschichte zu instrumentalisieren: als ideologischen Kitt, als Programm-Ersatz, als eine Variante des verordneten Geschichtsbildes nach dem einstigen Muster der SED; die SPD hatte nie ein einziges Geschichtsbild, auch nicht *mutatis mutandis*. Das alles geht zu weit. Es soll ja nur das historische Selbstverständnis der Partei *Die Linke* »hinterfragt« werden (so Lothar Bisky). Also hat sie bereits eines? Und was wäre dann seine Erkennungsmelodie, der geheime Code, wer und was dazu gehört und wer oder was nicht? Vielleicht sind es aber nur vorläufige Selbstzuschreibungen. Man will sich deshalb der eigenen historischen Tradition vergewissern. Also verfügt man bereits über eigene Tradition? Andererseits will man seine Identität erst finden, also hat man noch keine. Und das Manko soll aufgehoben werden durch die Benennung des Erbes und der

Herausarbeitung des zu tradierenden Teils dieses Erbes. Den Rest können ja dann die Sozialdemokraten bekommen.

Kann denn jemand, dem Identität fehlt, eine Tradition erkennen, die er sich zurechnet? Wer sich selber noch nicht identifizieren kann, wie findet er dann »Tradition« und »Erbe«? Was ist überhaupt Tradition; alle tun so, als wüssten sie es wie selbstverständlich. Tradition zu haben, sich zu einer zu bekennen, ist jedoch ur-konservativ. Konservative haben keinen und wollen keinen Blick in die Zukunft haben; sie wissen, wie es historisch war und deshalb wie es sein sollte. Sie haben kein historisches Bewusstsein, sondern Bilder, die meist nur Vergangenheit sind, zurückverlegte Wunschvorstellungen, Rituale, vorgegebene, eingeübte Verhaltensmuster und Orientierungshilfen – so bilden sie Tradition. Sucht die Partei *Die Linke* das? Fast selbstverräterisch ist das Bemühen zu nennen, ein geschichtliches Erbe zu reklamieren, es anzunehmen oder abzulehnen. Erbe, erben hat feudalistische Ursprünge, aber passte doch so gut in die kapitalistische Verwertungslogik. Meint *Die Linke* das wirklich?

Man kann Zielvorstellungen haben, oft auch mit utopischen Merkmalen ausgestattet, die man in der Geschichte wieder findet, die Ursprünge weltanschaulicher Bindungen in der Geschichte aufspüren, ja Ableitungen von Theorien sich erkennbar machen durch den kritischen Blick zurück. Das alles kann geschehen voller Neugier und Erwartung zur Vergewisserung oder auch Verlust durch Geschichte. Das hat mit Tradition und Erbe als selektive Betrachtung von Geschichte nichts zu tun, setzt aber auf Werte bezogene Grundeinstellungen voraus. Mehr darf die Geschichte nicht hergeben, anders und mehr würde sie Ideologie, Protagonist falschen Bewusstseins, verdeckte sie Realitätsblindheit durch Imagination. Diese eher kritische Annäherung an die Bedeutung von Geschichte für die Gegenwart wäre nostalgisch aufgela denen Deutungen vorzuziehen.